In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 9. Posen, den 12. Januar 1928. 2. Jahrg.

Der Seewolf.

Von Jack London.

30. Fortsetzung.

„Schade, daß die „Ghost" ihre Masten verloren hat, sonst könnten wir jetzt schön auf ihr fortsegeln. Meinen Sie nicht auch, Humphrey?"

Ich sprang erregt auf.

„Ja, wirklich, wirklich!" rief ich und schritt auf und ab.

Mauds Augen, die mir folgten, leuchteten hoffnungsfroh. Sie glaubte so fest an mich! Und dies Bewußtsein verdoppelte meine Kraft. Ich brauchte sie nur anzusehen, nur an sie zu denken, und ich fühlte mich wieder stark.

„Es ist möglich, es ist möglich," dachte ich und wiederholte es laut. „Was andere Männer vollbracht haben, kann ich auch vollbringen, und wenn niemand es je getan hat, so werde ich es tun."

„Was, um Gottes willen?" fragte Maud. „Seien Sie barmherzig. Was werden Sie tun?"

„Wir werden es tun," verbesserte ich mich. „Nun, nichts anderes, als die Masten der „Ghost" wieder einsetzen und fortsegeln."

„Humphrey!" rief sie.

Und ich fühlte mich so stolz über meine Absicht, als wäre sie schon ausgeführt worden.

„Aber wie sollten wir das machen?" fragte sie.

„Das weiß ich nicht," lautete meine Antwort. „Das einzige, was ich weiß, ist, daß ich in diesen Tagen imstande bin zu tun, was es auch sei."

Stolz lächelte ich ihr zu. Sie senkte die Augen und schwieg einen Augenblick.

Dann gingen wir ernstlich daran, einen Plan zu entwerfen, wie wir die Masten wieder in die „Ghost" einsetzen und in die Welt zurückkehren sollten. Ich muß jedoch gestehen, daß ich, als wir zur „Ghost" hinuntergingen, um eine Besichtigung vorzunehmen, beim Anblick der großen, im Wasser liegenden Masten fast den Mut verlor. Wo sollten wir beginnen?

Maud stand schweigend neben mir, während ich überlegte, wie ich die sogenannte „Schere" der Seeleute herstellen sollte. Was jedem Matrosen bekannt war, mußte ich auf der Mühsalinsel erst erfinden. Ich mußte die Enden zweier Spieren kreuzweise zusammenbinden und sie wie ein umgekehrtes V an Deck aufstellen. Hieran konnte ich dann eine Talje und, wenn nötig, noch eine zweite befestigen. Und außerdem hatte ich ja das Ankerspill. Maud sah, daß ich zu einem Ergebnis gekommen war, und ihre Augen leuchteten verständnisvoll.

„Was haben Sie vor?" fragte sie.

„Das Gerümpel klarzubringen!" antwortete ich und wies auf das wirr durcheinanderliegende Wrackgut im Wasser.

Ach, welch eine Entschlossenheit lag allein in diesen Worten! „Das Gerümpel klarzubringen!" Ein so echter seemännischer Ausdruck von den Lippen Humphrey van Weydens — wer hätte das vor wenigen Monaten für möglich gehalten!

In meiner Haltung und Stimme mußte etwas Theatralisches gelegen haben, denn Maud lächelte.

„Das habe ich sicher irgendwo schon mal gelesen," meinte sie lustig.

Ich stieg sogleich in Selbsterkenntnis von meinem Thron herunter, um gedemütigt und verwirrt zu gestehen, daß ich etwas sehr Törichtes gesagt hätte.

Sofort schlug sie um.

„Es tut mir wirklich leid," sagte sie.

„Es braucht Ihnen nicht leid zu tun," würgte ich hinunter. „Mir geschieht es ganz recht. Ich bin noch der reine Schuljunge. Aber Schwamm drüber! Jetzt heißt es, das Gerümpel klarzubringen. Wenn Sie mit ins Boot kommen wollen, können wir uns an die Arbeit machen."

Und wir machten uns an die Arbeit.

Ihre Aufgabe war es, auf das Boot zu achten, während ich daran ging, den Wirrwarr zu ordnen. Und welch einen Wirrwarr! Falle, Schoote, Leinen, Stags — alles war von den Wellen hin und her geworfen, verwickelt und verfilzt. Bald war ich bis auf die Haut durchnäßt vom Durchziehen der langen Taue unter Spieren und Masten, dem Ausscheren der Leinen und dem Aufwickeln im Boote.

Die Segel mußten an verschiedenen Stellen durchgeschnitten werden, und die vom Wasser schwere Leinwand stellte hohe Anforderungen an meine Kraft; aber bei Einbruch der Nacht war es mir doch gelungen, alles auf den Strand zu schaffen und dort zum Trocknen auszubreiten. Als wir aufhörten, um Abendbrot zu essen, waren wir beide sehr müde, aber wir hatten ein tüchtiges Stück Arbeit verrichtet, wenn es auch nicht nach viel aussah.

Am nächsten Morgen stieg ich mit Maud, deren Hilfe sich als ausgezeichnet erwiesen hatte, in den Raum der „Ghost" hinab, um die alten Maststümpfe zu entfernen. Wir hatten kaum mit der Arbeit begonnen, als das Klopfen und Hämmern auch schon Wolf Larsen herbeirief.

„He, da unten!" rief er durch die offene Luke herunter.

Bei dem Klang seiner Stimme preßte Maud sich schutzsuchend an mich, und bei der jetzt folgenden Unterhaltung lag ihre Hand auf meinem Arm.

„He, da oben," erwiderte ich. „Guten Morgen!"

„Was machen Sie da?" fragte er. „Versuchen Sie, mein Schiff in den Grund zu bohren?"

„Im Gegenteil, ich setze es wieder instand," lautete meine Antwort.

„Aber was setzen Sie denn instand, zum Donnerwetter?" Seine Stimme klang verwundert.

„Ich will die Masten wieder einsetzen," entgegnete ich leichthin, als wäre es die einfachste Sache von der Welt.

„Mir scheint, Sie haben endlich gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen, Hump," hörten wir ihn sagen, und dann schwieg er eine Weile.

„Aber ich sage Ihnen, Hump," rief er wieder, „Sie bringen es nicht fertig."

„O doch, ich bringe es fertig," gab ich zurück. „Ich bin schon dabei."

„Aber dies ist mein Schiff, mein Eigentum. Wenn ich es Ihnen nun verbiete? Machen Sie nicht den Fehler, mich zu unterschätzen. Ich warne Sie zu Ihrem eigenen Besten."

„Seit wann sind Sie denn Philanthrop geworden?" fragte ich. „Sie müssen gestehen, daß Sie äußerst inkonsequent sind, wenn Sie mich jetzt zu meinem Besten warnen."

Er beachtete den Spott in meinen Worten nicht und sagte: „Gesetzt den Fall, ich schlösse jetzt die Luke über Ihnen. Hier können Sie mich nicht zum Besten halten wie in der Apotheke."

„Wolf Larsen," sagte ich, „ich bin nicht imstande, einen Wehrlosen, der keinen Widerstand leistet, niederzuschießen. Das haben Sie zu meiner eigenen wie zu Ihrer Befriedigung festgestellt. Aber jetzt warne ich Sie, nicht so sehr um Ihret- wie um meinetwillen. In dem Augenblick, in dem Sie die geringste Feindseligkeit gegen mich begehen, knalle ich Sie nieder. Ich kann es bequem von hier aus; wenn Ihnen danach der Sinn steht, so versuchen Sie, die Luke zu schließen."

„Nichtsdestoweniger verbiete ich Ihnen, verbiete es Ihnen ausdrücklich, an meinem Schiff herumzupfuschen."

„Aber Mann," sagte ich vorwurfsvoll, „Sie stellen die Tatsache, daß dies Ihr Schiff ist, fest, als sei das ein moralisches Recht. Haben Sie denn jemals bei Ihrer Handlungsweise andern gegenüber moralische Rechte gelten lassen? Sie können doch nicht im Ernst glauben, daß ich solche Rücksichten auf Sie nehme!"

Ich war unter die offene Luke getreten, so daß ich ihn sehen konnte. Die völlige Ausdruckslosigkeit seines Gesichtes, das ich jetzt ungesehen beobachtete, war im Verein mit den starren Augen kein angenehmer Anblick.

„Und daß irgend jemand — und sei es selbst Hump — so armselig wäre, ihm Achtung zu zollen," höhnte er. Der Hohn kam ausschließlich durch seine Stimme zum Ausdruck. Sein Gesicht blieb so ausdruckslos wie zuvor. „Wie geht es Ihnen, Miß Brewster?" fragte er plötzlich nach einer Pause.

Ich erschrak. Sie hatte nicht das leiseste Geräusch gemacht, hatte sich nicht einmal bewegt. War es möglich, daß er noch einen Schimmer des Augenlichtes behalten hatte?

„Was machen Sie, Kapitän Larsen?" fragte sie ihrerseits. „Wieso wissen Sie denn, daß ich hier bin?"

„Ich habe Sie natürlich atmen gehört. Mir scheint, Hump macht Fortschritte, finden Sie nicht?"

„Ich weiß nicht," antwortete sie und lächelte mir zu. „Ich kenne ihn nicht anders."

„Dann hätten Sie ihn früher sehen sollen. Ich sage Ihnen nochmals, Hump," drohte er, „lassen Sie lieber die Finger davon."

„Aber liegt Ihnen denn nicht genau soviel wie uns daran, von hier wegzukommen?" fragte ich verwundert.

„Nein," lautete seine Antwort. „Ich gedenke hier zu sterben."

„Wir aber nicht," beendete ich das Gespräch trotzig und nahm mein Klopfen und Hämmern wieder auf.

*

Am nächsten Tage machten wir uns daran, die beiden Marsstangen an Bord zu nehmen. Stundenlang mühten wir uns mit äußerster Anspannung all unserer Kräfte. Immer wieder mußten wir den Baum ins Wasser zurückfallen lassen. Dreimal fingen wir die schwere Arbeit von vorn an, bis es uns endlich gelang, den ersten Baum an Deck zu bringen. Ich sah auf die Uhr. Es war zwölf. Mein Rücken schmerzte heftig; ich war erschöpft und hungrig. Und hier auf dem Deck lag ein einziges Stück Holz, das Ergebnis der Arbeit eines ganzen Vormittags. Zum erstenmal wurde mir die Größe der Aufgabe klar, die wir zu erfüllen hatten. Aber ich hatte schon viel gelernt. Am Nachmittage mußte es besser gehen. Und so geschah es! Um ein Uhr kehrten wir zurück, ausgeruht und durch ein herzhaftes Mittagessen gestärkt.

Unter schweren Anstrengungen holten wir auch die Großmarsstange an Bord und arbeiteten unermüdlich bis zum Abend. Die Schere erhob sich.

Wolf Larsen, der den ganzen Nachmittag dagesessen und gelauscht hatte, ohne auch nur ein einziges Mal den Mund zu öffnen, war in die Kombüse gegangen, um sich sein Abendbrot zu bereiten. Mir war das Kreuz so steif, daß ich mich nur mit Mühe und Schmerzen aufrichten konnte. Aber ich blickte mit Stolz auf meine Arbeit. Sie konnte sich sehen lassen. Wie ein Kind, das ein neues Spielzeug bekommen hat, sehnte ich mich danach, die „Schere" in Gebrauch zu nehmen.

„Schade, daß es schon so spät ist," sagte ich. „Ich hätte sie so gern schon arbeiten gesehen."

„Seien Sie kein Vielfraß, Humphrey," schalt Maud, „denken Sie daran, daß morgen auch noch ein Tag ist. Sie sind so müde, daß Sie kaum noch auf den Beinen stehen können."

„Und Sie?" fragte ich mit plötzlicher Besorgnis. „Sie müssen doch schrecklich müde sein. Sie haben tüchtig und tapfer zugepackt. Ich bin stolz auf Sie, Maud."

„Nicht halb so stolz, wie ich es auf Sie bin, und mit nicht halb soviel Grund," antwortete sie und sah mir sekundenlang in die Augen, während die ihren mit einem flackernden Licht leuchteten, das ich noch nie in ihnen gesehen hatte und das mir — ich wußte nicht, warum — eine Welle heißen Entzückens durch die Adern jagte. Dann senkte sie den Blick, um ihn gleich darauf wieder lachend zu heben.

„Wenn unsere Freunde uns jetzt sehen könnten!" sagte sie. „Sehen Sie uns an. Haben Sie sich nie einen Augenblick Zeit gegönnt, um uns zu betrachten?"

„Doch, ich habe Sie oft betrachtet," erwiderte ich, verwirrt über das, was ich in ihren Augen gesehen hatte, und verwundert, daß sie so plötzlich den Gegenstand wechselte.

„Du lieber Gott!" rief sie. „Und wie sehe ich aus, wenn ich fragen darf?"

„Wie eine Vogelscheuche — wir brauchen uns nichts vorzumachen," erwiderte ich. „Sehen Sie nur Ihren schmutzigen Rock an und die vielen Risse. Und die Bluse! Hier bedürfte es keines Sherlock Holmes, um zu beweisen, daß Sie über einem Lagerfeuer abgekocht haben, ganz zu schweigen von unserm Robbentran. Und um allem die Krone aufzusetzen: die Mütze! Ist das wirklich die Frau, die den „Erduldeten Kuß" geschrieben hat?"

Sie machte mir einen eleganten kleinen Knicks und sagte: „Und was Sie betrifft, mein Herr — —"

Wir scherzten einige Minuten in dieser Weise, und doch hatte unsere Scherze einen Unterton von Ernst, den ich ganz unwillkürlich mit dem seltsamen Ausdruck in ihren Augen in Verbindung brachte. Was war das? War es möglich, daß unsere Augen ausplauderten, was unser Mund verschwieg?

„Es ist eine Schande, daß wir nach dem schweren Tagewerk nicht einmal unsere Nachtruhe ungestört haben sollen!" klagte ich nach dem Abendbrot.

„Was für eine Gefahr könnte uns drohen? Von einem Blinden?" fragte sie.

„Ich traue ihm nicht," beharrte ich, „und jetzt, da er blind ist, weniger als je. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird seine teilweise Hilflosigkeit ihn nur noch boshafter machen. Das weiß ich: das erste, was ich morgen früh tun werde, ist, den Schoner ein kleines Stück vom Strande abzulegen und zu verankern. Dann bleibt Wolf Larsen jeden Abend, wenn wir an Land rudern, als Gefangener an Bord zurück. Dies wird daher die letzte Nacht sein, die wir Wache zu halten brauchen, und darum wird es leichter gehen." — wir waren zeitig auf

und hatten gerade unser Frühstück eingenommen, als es hell wurde.

„Ach, Humphrey!" hörte ich plötzlich Maud bestürzt rufen.

Ich sah sie an. Sie starrte auf die „Ghost". Ich folgte ihrem Blick, konnte jedoch nichts Ungewöhnliches bemerken. „Die Schere," sagte sie mit bebender Stimme.

Ich hatte unser Werk ganz vergessen. Jetzt schaute ich wieder hin und sah die „Schere" nicht.

„Wenn er —," knirschte ich.

Sie legte beruhigend ihre Hand auf die meine und sagte: „Dann müssen wir wieder von vorn anfangen."

„Oh, glauben Sie mir, mein Zorn hat nichts zu bedeuten, ich könnte keiner Fliege etwas zuleide tun," lächelte ich bitter. „Und das schlimmste ist, daß er das weiß. Sie haben recht: wenn er die „Schere" zerstört hat, bleibt mir nichts anderes übrig, als wieder von vorn anzufangen."

„Aber in Zukunft werde ich nachts an Bord bleiben," machte ich mir einen Augenblick später Luft. „Und wenn er mir wieder in den Weg tritt — —"

(Fortsetzung folgt.)

Chinesische Neujahrsfeier.

Der Chinese kennt keine Sonntage, und die wenigen Festtage verlaufen so ruhig, daß der in China lebende Europäer recht wenig davon merkt. Eine Ausnahme macht jedoch die Neujahrsfeier, denn hierbei geht es viel lebhafter zu als bei uns. Der sonst so arbeitsame und stets tätige Chinese begnügt sich in diesem Falle nicht mit einem oder zwei Festtagen, sondern feiert gleich einen ganzen Monat.

Schon in den ersten Tagen des zwölften Monats schließen die Kaufleute ihre Geschäfte, stellen den Gewinn oder Verlust des Jahres fest und versenden ihre Rechnungen. Vom 15. Dezember ab suchen sie säumige Schuldner auf, doch meist vergeblich, denn die ziehen es vor, bis zum 31. Dezember unsichtbar zu bleiben, denn dann haben sie Ruhe bis zum 5. des fünften Monats, dem nächsten großen Zahlungstermin.

Am 20. des zwölften Monats beginnt in allen Häusern das große Reinmachen, und am 23. Dezember, dem gesetzlichen „Schrubbtag", wird überall mit Wasser und Besen tüchtig gearbeitet. Wer sich an diesen Arbeiten nicht beteiligt, beleidigt den Staubgott und muß im kommenden Jahr mit Krankheiten in der Familie rechnen.

Am 23. Dezember fährt der Herdgott, der das ganze Jahr ein wenig beachtetes Dasein in einer Nische über dem Herd geführt hat, zum Himmel auf und erstattet dem Höchsten Bericht. Bevor er abreist, opfert ihm die ganze Familie süßduftende Weihrauchstäbchen, und manch ängstlicher Familienvater beschmiert ihm vorsorglich den Mund mit Honig, damit er vor dem Thron des Höchsten nur „süße" Worte machen kann. Hierauf wird die kleine Holzfigur des Herdgottes verbrannt. Solange die Figur brennt, liegt die Familie auf den Knien und bittet den Herdgott um Entschuldigung für die lange Vernachlässigung seiner Person. Kurz vor Neujahr wird ein neuer Herdgott in die Nische über dem Herd gestellt und bleibt dort ebenso unbeachtet wie sein Vorgänger. Das Volk sagt: Wenn dem Herrgott geopfert wird, ist Neujahr nicht mehr weit; die Mädchen wollen dann Blumen haben und die Knaben Feuerwerkskörper; die alten Frauen verlangen eine neue Perücke und die alten Männer zerschlagen ihre Teetassen, denn sie erhalten neue.

Am 20. des zwölften Monats beginnen die Gerichts- und Verwaltungsferien. Der Mandarin (Landrat) legt an diesem Tage sein großes Amtssiegel im Beisein seiner sämtlichen Schreiber feierlich auf den Richtertisch nieder und macht dem Siegel drei tiefe Verbeugungen. Hierauf nimmt er es mit in seine Wohnung, um es dort aufzubewahren. Erst vier Wochen später, am 20. des ersten Monats, holt er es wieder hervor, und unter einer ähnlichen Zeremonie wie bei dem Verwahren nimmt er es wieder in Gebrauch. Ein Anschlag am Eingang des Yamen (Amtsgebäude) weist darauf hin, daß der Mandarin am 20. 12. sein Siegel „verwahrt" hat, und jedermann weiß dann, daß alle Amtsgeschäfte ruhen.

Nach dem Großreinemachen wird in allen Häusern gebacken und gebraten, gesotten und geschmort. Der Chinese mag das ganze Jahr über noch so kümmerlich gelebt und kein Fleisch gesehen haben ohne zu murren, zu Neujahr aber will er einige Wochen gut, sogar sehr gut essen und trinken, und spart gern monatelang für diese Festtage. Man sieht jetzt über allen Türen rote Zettel, die mit Bannsprüchen beschrieben sind und böse Geister fernhalten sollen. Rechts und links vom Hauseingang prangen die Bilder der beiden schrecklichen Türhüter „Schen-tu" und „Yü-lü", die dieselbe Aufgabe haben. Auch landwirtschaftliche Geräte, Handmühlen, Dreschwalzen, Wagen, Pflüge und selbst die Krippen der Esel werden mit roten Papierstreifen beklebt, mit Aufschriften wie: Neujahr, bringe mir großen Nutzen, Grüner Drache, vermehre mein Einkommen; Weißer Tiger, bringe mir großen Reichtum usw.

In der Nacht vom 31. 12 zum 1. 1. gehen böse Geister um, und kein Chinese öffnet auf Klopfen seine Tür — alles ist fest verrammelt. Selbst im Innern des Hauses fühlt man sich vor den gerade jetzt sehr tätigen Dämonen, Teufeln und Gespenstern nicht sicher und trifft allerlei Maßnahmen, sie fernzuhalten oder zu Fall zu bringen. So streut man Fichtennadeln in die Zimmer, damit das Gelichter der Nacht ausrutschen und hinschlagen möge. Am 1. Januar, frühmorgens 3 Uhr, erhebt sich die ganze Familie vom Lager und bringt dem Himmel auf der Erde, dem Herdgott und dem Gott des Reichtums Opfer dar. Hierauf wünschen die Jüngeren den Aelteren ein frohes neues Jahr und machen Ko-tou (Hinwerfen und Berühren der Erde mit dem Kopf — unterwürfige Grußform) vor ihnen. Nachdem noch schnell einige Feuerwerkskörper abgebrannt worden sind, hüllt sich die ganze Familie in Festgewänder und begibt sich auf die Straße, um der älteren Generation, den Vorgesetzten und Nachbarn ihre Glückwünsche darzubringen. Man wünscht sich „viele Freuden", ein langes Leben und „Reichtum", den der Chinese vor allen anderen Dingen erstrebt. Freunde rufen sich zu: Neujahr ist da! Dazwischen werden immer wieder Feuerwerkskörper abgebrannt und je lauter es zugeht, desto höher steigt die Festesfreude.

Aber auch die Toten werden nicht vergessen. Am Vormittag pilgert jung und alt zu den Familienfriedhöfen, um Papiergeld — sogenanntes Totengeld, nicht richtiges — an den Gräbern zu verbrennen. Man glaubt, daß sich die Toten in der Unterwelt mit diesem Geld einen guten Tag machen können und gibt daher reichlich. Wer seine Verstorbenen nicht besuchen kann, macht den in der Ahnenhalle aufgestellten Ahnentäfelchen einige tiefe Verbeugungen, denn auch hier sind die Seelen der Verstorbenen gegenwärtig.

Den Nachmittag vergnügen sich Frauen und Männer bei einem Spielchen. Da die chinesische Frau sich fremden Männern nicht zeigen darf, hat jedes Geschlecht seine gesonderten Spielhöllen. Die Chinesen sind leidenschaftliche Spieler und kennen viele Glücksspiele. Es wird im allgemeinen viel unvernünftiger gespielt als bei uns, und schon manches Bäuerlein hat in wenigen Tagen Haus und Hof im Spiel verloren. Die Obrigkeit, die sonst dem Spielteufel energisch zu Leibe geht, zeigt bis zum 20. des ersten Monats eine gewisse Duldsamkeit und läßt dem Volk sein Neujahrsvergnügen.

Am 15. des ersten Monats geht es besonders hoch her, Gaukler, Kunstreiter und Kunstreiterinnen, Stelzenläufer, Tänzer, Ringkämpfer und Fechtmeister zeigen ihre Künste auf den Straßen, junge Männer verkleiden sich als Frauen und laufen in der Tracht längst vergangener Zeiten umher. Die Verkäufer von Feuerwerkskörpern machen besonders gute Geschäfte, und das Knattern und Knallen der abgebrannten Frösche hört sich an wie eine im Gang befindliche Schlacht. Mit Anbruch der Dunkelheit werden unzählige Fackeln und Papierstreifen mit bunter Bemalung angesteckt, feurige Drachen erheben sich in der Luft und rote, gelbe und grüne Raketen steigen ununterbrochen zum Himmel auf. Alle alten Eisenrohre sind zu Donnerrohren umgearbeitet und werden mit einem Gemisch von Holzasche, Schwefel und Eisenfeilspänen geladen und abgebrannt — die herausschießenden Flammen sind stark verteilt und leuchten in wunderschönen Farben.

Auch allerlei Allotria wird getrieben: ein junger Bursche stellt sich auf eine von zwei Mann getragene dicke Stange und tut so, als ob er das Gleichgewicht nicht halten könne und jeden Augenblick herunterfallen würde. In der einen Hand hält er einen zerfetzten Fächer und in der anderen eine tote Krähe, und bringt durch komische Verrenkungen die Umstehenden zum Lachen.

Mit dem 15. des ersten Monats hat das Neujahrsfest seinen Höhepunkt erreicht, und man denkt allmählich wieder an die Arbeit. Am 16., 17., 18. und 19. besucht man noch Verwandte und Bekannte in den Nachbardörfern, und am 20. hat alle Festesfreude ein Ende, und der Werktag tritt wieder in seine Rechte.

Wilhelm Karl.

Vom Schenken und Beschenktwerden.

Von Franz Blei.

Ich habe diese Frage nicht erfunden, sondern sie ist mir wirklich von der Verkäuferin in einem Laden Unter den Linden — ich wollte eine kleine Ledertasche kaufen — gestellt worden:

„Ist es für ein Geschenk, oder soll es etwas Besseres sein?"

Die das fragte, war nicht mehr ganz jung, mußte also wohl, was die Geschenke betrifft, einige Erfahrung haben. Und diese war nicht die beste, sondern eine recht trübe, nämlich daß die meisten unserer Zeitgenossen nicht was Besseres schenken, wenn sie schenken, sondern was weniger Gutes, als sie für ihren eigenen Gebrauch erstehen. Das Schenken scheint diesen Zeitgenossen so wenig Freude zu machen wie den höflich entzückten und hocherfreuten Beschenkten, die sich das Geschenk beiseite stellen, um es nach einiger Zeit weiterzuschenken. Es gibt eine Menge solcher Geschenke, die, wie der ewige Jude, keine Rast finden, von einem zum andern wandern und nicht sagen können, wozu sie auf der undankbaren Welt sind. Kundige Industrien haben sich das längst zu nutze gemacht, indem sie Dinge schlechtweg als Geschenkartikel erzeugen. Und Läden, die nur derlei feilbieten, kommen der Gleichgültigkeit und der Phantasielosigkeit der Schenkenwollenden entgegen mit der Frage: „In welcher Preislage?" Und mit hundert Absurditäten, mit tausend raffiniert durch Kunst oder Kunstgewerbe

verdorbenen Gebrauchsartikeln, die dadurch jeden Gebrauchswert verlieren. Als Student wohnte ich einmal bei einem alten Fräulein möbliert. Um das Wohnen einigermaßen möglich zu machen, habe ich zwei nicht kleine, sondern große Kisten mit Geschenken vollgepackt, die das alte Fräulein so im Lauf ihres siebzigjährigen Lebens bekommen und pietätvoll aufbewahrt hatte. Das stand und lag und hing herum wie in einem Museum der Scheußlichkeiten. — Das alte Fräulein und die junge Verkäuferin liegen Jahrzehnte zurück. Vielleicht hat sich das alles, was Schenken und Beschenktwerden betrifft, heute gebessert. Vielleicht auch unter der Not der Zeit, die gezwungen hat, die sogenannten Luxusbedürfnisse zu revidieren. Ich will durchaus nicht den nichts als praktischen Geschenken das Wort reden. Aus unserer Kinderzeit erinnern wir uns alle genau, wie wenig wir die Wollstrümpfe unter dem Weihnachtsbaum als „Geschenke" ernst nahmen. Die innere Stimme grollte, daß man die Strümpfe, weil man sie ja nötig hatte, sowieso bekommen hätte und daß es dazu nicht hätte Weihnachten werden müssen. Aber es hat sich in vielen Dingen der Geschmack gebessert, und das Likörservice für den Medizinstudenten, das — wie komisch! — aus kleinen Totenköpfen aus Glas und einem großen Totenkopf, der Karaffe, besteht, das gibt's wohl nicht mehr!

Daß Schenken mehr Freude macht, als Beschenktwerden, ist eine alte Tatsache. Aber sie ist es nur dann, wenn der Schenkende sich sein Geschenk ein bißchen überlegt und sich nicht bei dem egoistischen Gefühl beruhigt, daß, was immer er schenke, er jedenfalls seine Freude daran habe. Ich meine, der Schenker müßte den Beschenkten durch Art und Wahl seines Geschenkes bis auf die Höhe seiner Geberfreude hinaufziehen und nicht unten an der Treppe verschämt stehen lassen, wo er mit affektierter Ueberraschung Dank spielt und denkt, wem schenke ich den Schund weiter? Ein Geschenk soll kein Almosen sein, keine Abfertigung, keine Erledigung einer kleinen Verpflichtung, kein gnädig aufgemachter Dank für einen Dienst.

Praktisch denkende, aber etwas kühle Leute schenken Geld. Aber das ist kein Geschenk. Es mag passieren von der Herrschaft zu den Hausleuten, weil die Herrschaft sich in den Bedürfnissen dieser Dienstleute nicht recht auskennt. Aber wer wäre so roh, seinen eigenen Kindern zum Geburtstag Geld zu schenken?!

Das Geschenk muß, um Geber und Empfänger Freude zu machen, durchaus nicht immer kostbar sein. Es muß in seinem Geldwerte nur etwas den Geldverhältnissen beider Teile entsprechen. Das ist aber nur Voraussetzung. Es entscheidet noch nicht das Was des Geschenkes. Da muß man mit einiger Liebe überlegen. Muß die Neigungen und Gewohnheiten des zu Beschenkenden kennen. Ein Gatte, der bis zu Weihnachten mit dem Pelzmantel für seine Gattin wartet, ist ein praktischer Mann, aber zu schenken versteht er nicht, wenn der Mantel dringend gebraucht wird. Das Geschenk darf auch nicht erwartet und im voraus vom zu Beschenkenden schon gekannt sein. Es muß ein bißchen überraschen. Der Gang zum Juwelier ist rasch in der letzten Minute gemacht, aber mag der Ring auch noch so kostbar sein, es ist doch ein Geschenk, das mehr abgefertigt ist als überlegt, mehr schnell erledigt als vorbedacht.

Ja, der Schenkende muß nicht nur in die Möglichkeiten seiner eigenen Tasche schauen, sondern auch in jene des Beschenkten. Man wird nicht einem jungen, armen Mädchen, das nur ein Paar recht dürftige Schuhe besitzt, ein Dutzend echter Seidenstrümpfe schenken, und wenn es einem auch noch so viel „Spaß" macht, — es wäre eine Roheit.

Das Geschenk wird nur dann seinen Namen verdienen, wenn der Schenkende diesen Anlaß nicht dazu benutzt, zu zeigen, was er sich leisten kann. Es gibt für solche Protzen bessere Gelegenheiten, zum Beispiel bei der Einkommensdeklarierung und der Ausfüllung des Steuerbekenntnisses. Und wer nur nach dem Geldwert des Geschenkes sieht, der versteht auch nicht, sich beschenken zu lassen. Er ist ein gewinnsüchtiger Schnorrer. Der Geldwert ist beim Geschenk ein sekundärer Faktor. Schenkt die Liebe oder, um kein so großes Wort zu gebrauchen, die Sympathie, dann wird sich das im Geschenk ausdrücken, beglückend für den, der schenkt, beglückend für den, der beschenkt wird. „Er hat auf eine reizende Weise an mich gedacht" — das muß die Quittung sein.

Zum Kopfzerbrechen.

Dechiffrieraufgabe.

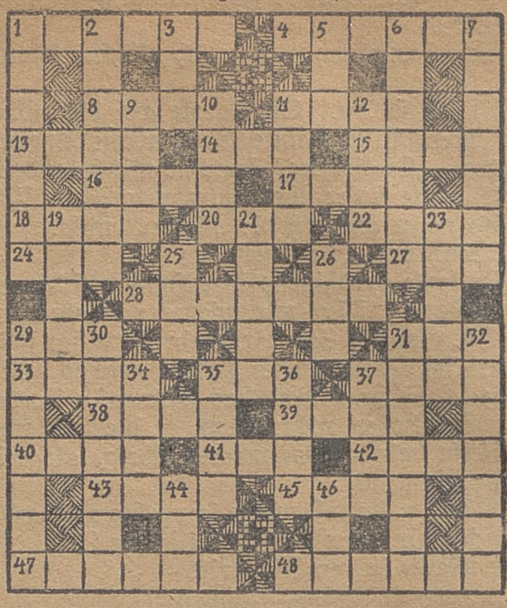
Dxj Ljftj spgjn xmmjr, dxj Zjxtjn wjrdjn schlxmmjr;
dxj Zjxtjn bljxbjn xmmjr, dxj Mjnschjn wjrdjn schlxmmjr!

(Die fehlenden Vokale sind durch bestimmte Konsonanten ersetzt.) P–s.

Selbstverständliches.

Den „Eins" sieht man beim Hasen,
Beim Schicksal und beim Fluß,
Und „Zwei" in fremdem Lande
Als Ausweis dienen muß. —
Wem's „Ganze" wird gegeben,
Ganz unerwartet oft,
Der wohl vom fern'ren Leben
Nichts Gutes mehr erhofft. Bo.

Kreuzwort-Rätsel.



Senkrecht: 1. Insel im Mittelmeer, 2. altgriechische Stadt, 3. russischer Fluß, 5. Fisch, 6. Berg, 7. Apostelbrief, 9. Arzneipflanze, 10. Zahlwort, 11. Mädchenname, 12. italienisches Seebad, 19. fruchtbarer Landboden, 21. Göttin der Jagd, 23. Rauschgift, 25. Getränk, 26. weibliches Rind, 29. Männername, 30. Spitzsäule, 31. Sumpfkrankheit, 32. Stadt in Schleswig, 34. griechischer Gott, 35. Raubtier, 36. Verbrecher, 37. russischer Geistlicher, 44. Baumteil, 46. Männername. — Wagerecht: 1. Papageienart, 4. Reitbahn, 8. Kante eines Gefäßes, 11. altes Maß, 13. Hanfstrick, 14. alkoholisches Getränk, 15. Teil des Auges, 16. Musikzeichen, 17. Insektenlarve, 18. Bauernhaus, 20. Mädchenname, 22. Nebenfluß der Elbe, 24. Ausruf, 27. geographische Bezeichnung, 28. Dichterroß, 29. Abkürzung für 29 (senkrecht), 31. Monat, 33. Nachlaß, 35. körperliche Erfrischung, 37. Vertrag, 38. Mädchenname, 39. Götzenbild, 40. Ballspiel zu Pferde, 41. Bündnis, 42. Taufzeuge, 43. Nebenfluß der Donau, 45. Stadt in Westfalen, 47. Stadt in Nordamerika, 48. Musikstück. (. . es.)

Besuchskartenrätsel.

Erich Firms
Steele

Welchen Beruf hat der Besitzer dieser Karte? K. Pl.

Geheimschrift:

8 4 14 — 15 10 4 1 16 5 9 12 6 — 3 4 14
— 5 14 1 12 — 6 14 1 11 13 15 16 — — 3 7
4 — 17 1 9 1 14 7 1 = 4 14 8 14 1 16 8 12
16 6 — 8 15 4 16 16 4 2 8 4 13 — — 20 4 14
18 4 4 14 4 16 3 4 — 13 2 18 16 4 4 13 19 12
4 14 17 4 — 7 16 — 4 16 6 9 1 16 8 — 12 16
3 — 5 14 1 16 8 14 4 7 2 18 — —

(Die Lösung nennt uns: 1. ein unerhörtes Ereignis, 2. einen Zwischenfall aus Asien, 3. zwei katastrophale Naturerscheinungen.)

Schlüssel: 20 1 17 21 11 14 = Ungeheuer; 8 15 6 16 1 8 = alkoholisches Getränk; 14 1 10 10 7 1 = Polizeistreifzug; 5 4 12 4 14 = Element; 2 9 1 12 8 7 12 13 = deutscher Dichter; 18 4 2 18 19 = Fisch.

*

Auflösung Nr. 1.

Die Niederlagen des Berliner Fußballmeisters „Hertha-B. S. C." in Paris. 1. Daktylus, 2. Immenkorb, 3. Europa, 4. Nachtigall, 5. Igel, 6. Epigramm, 7. Dogge, 8. Erbsbrei, 9. Rohrpost, 10. Laute, 11. Auster, 12. Ganges, 13. Eschstruth, 14. Nelke, 15. Dollar, 16. Elektrizität, 17. Sarah, 18. Brahma, 19. Eheweib, 20. Rubens, 21. Languedoc, 22. Iswolski, 23. Nashorn, 24. Elektroskop, 25. Rheuma, 26. Flieder, 27. Uri, 28. Sirius.

Streichholzaufgabe:



Zifferblatträtsel: Kaffee Affe Fee er Erz Zwei Wein Stein Inka.

Inhaltsreich: „Kommt man über den Hund, kommt man über den Schwanz."

Kopftausch: Holle, Scholle, Jolle, Tolle, Rolle, Wolle, Bolle, Polle.

Verantwortlich: i. V. Guido Baehr, Poznań.